

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

223 (26.9.1931) Die Mußestunde

Die Klaußbestunde zur Unterhaltung und Belehrung

39. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 26. September 1931

wie das Schlagen von Pferdehufen auf Stein. Die Bäume reckten sich, schauten verwundert und stimmten ihr Lied an, das nach Herbst klang. Der Wind lachte lichernd in sich hinein, nahm einen Anlauf und sprang über den Wald fort. Sehte über das Moor, das von Morantau dampfte, lief wie ein wilder Junge die Straße mit den beiden Reihen weißer Birken entlang und verbarre bei dem Hause, das als erstes vor dem Dorfe lag. „Klitz“, machte die Fensterhebe, sprang in hundert kleine Stöße und fiel schellend zu Boden. Da fischerte der Wind abermals, fanzte ein paar Mal um das Haus, fuhr tauchend in den Schornstein, ratterte ungesümm an der Dielentür und schlug trachend die offene Stalltür zu. Und als er sein Werk vollbracht hatte, machte er, daß er weiterkam.

„Nu is jowelt“, sagte die alte Bauersfrau, die unten im Hause in ihren roten Schlafhosen lag. „Dast gehört, Oltie — hat geklofft, der Wind. Herbst is!“

Sie sprach mit sich selber, fast im Schlaf noch, wie kleine Kinder tun.

„Nu, nu, las schon“, gabte sie dann, warf sich unruhig hin und her, brummte mürrisch und schlief weiter.

Aber oben, wo die kleine Stube unter den getreuzten Pferdeköfen sich befand, hatte der Wind jemand munter gemacht. Erst wars ganz still und nichts zu hören gemein. Doch als die Scheibe klirte, sprang das Mädchen aus dem Bett und sah gerade noch, wie der Wind um die Hausede bog und davonwirbelte.

„Junge, was hab ich mich verjagt“, lachte Gesa. Und dabei hstten ihre weißen Zähne und zwei Grüßchen zierten ihre Wangen. Sie öffnete weit das zerbrochene Fenster und schaute die Birkenreihen an der Straße entlang, die in der Ferne wie zwei silberne Striche in den morgendlichen Himmel liefen.

Doch mit einem Male fuhr das Mädchen zurück. Auf der Straße kam Bohrmann, der Schulmeister, der auf seinem gewohnten Morgenweg war. Der Wind zauste sein graues Haar und die beiden Knotenden, die wie Fahnen hinter ihm flatterten. Mit seinem Stod wintte er zum Fenster hinauf. Lange schon hatte er Gesa gesehen, die noch röter wurde als sie für gewöhnlich war. Denn sie hatte ja man bloß ihr Tinnendemd an. Und das war nicht einmal ganz geschlossen. Die junge weiße Brust lugte neugierig durch den Ausschnitt.

Sie trat an das Bett zurück, wühlte eine Weile mit beiden Händen darin und zog einen wirren Haarschopf hoch, unter dem ein braunes Gesicht das tausendjährige Mädchen verbarfert anstarrte.

„Du mußt fort, Helmer. Bohrmann ging schon eben vorbei.“

Der Mann wurde um einen Schatten blasser, fachte Gesa um die Hüften und zog sie zu sich.

„Kuß ich schon, Mädchen...?“

Seine Stimme klang alt. Die Hände zitterten ein wenig. Gesa fühlte es.

„Komm, Helmer — geh! Wenn Bohrmann vorbeikommt, gehst es auf sieben. Dein Zug fährt bald —“

Da ließ Helmer das Mädchen los. Seine Augen verloren ihren allen Glanz. Nichts fühlte er mehr. Sein Hirn kam ihm leer und ausgebrannt vor. Ein Tröpfeln ging über seinen Rücken. Mechanisch wusch er sich in der kleinen Kanne, strich das Haar glatt, schlupfte in die hohen Jagdstiefel und stante mit müden, ungelentten Bewegungen in die Tade. Dann nahm er den grünen Hut vom Nagel.

„Ist Herbst, Gesa. Der Wind kommt hart über die Heide.“

Das Mädchen schläng die Arme um seinen Hals. Bot ihm den kleinen weichen Mund — „Lebwohl, Helmer — — ich werde nicht weinen. Aber ich denke immer an dich, wenn du fort bist. Immer, wenn der Herbstwind auf der Heide kätet...!“

Helmer nahm den Kus, der wie eine Mohoblume auf Gesas Lippen leuchtete. Nahm ihn mit einem dankbaren und wunden Herzen. Ihm banate vor den langen Wochen in der Stadt. „Die Blätter fallen, Gesa“, sagte er tonlos. Dann machte er sich mit einer schnellen Bewegung frei und kletterte die alte Stiege hinunter. Gesa folgte ihm. Unter der Tür blieb sie stehen.

Helmer huchtete auf die Straße, wintte noch einmal mit dem Hut. Dann nahm der Wind ihn in seine starken Arme und trieb ihn hinter die nächsten Häuser.

Stumm trat Gesa zurück, schloß die Tür, die wechleidia in den Anaeln stöhnte, und ging nach oben. Streckte das grobe Tinnendemd ab, zog ein anderes an, warf ihr Kleid über und brachte das Bett in Ordnung. Und als sie wieder nach unten kam, bantierte Oltie schon in allen Eden und Winkelst herum.

„Nu, Gesa — wird meist Zeit, daß du kommst“, arummelte sie. Gesa trat vor den Herd, schürte das Feuer auf und machte sich mit dem Essen zu schaffen. Und als sie alles bereitet hatte, sprang sie schnell noch einmal hinaus. Schaute in eine kleine Spiegelscheibe und sah, daß tiefe Schatten unter ihren Augen lagen. Gesa fuhr mit der Hand drüber. Aber die Schatten blieben.

„Siehst schlecht aus, Deern“, sagte Oltie später, „sehst dir wo?“ Gesa wandte sich ab.

„Was man schon, Großmutter. Das ist man bloßig von dem dollen Wind, daß ich meist nicht so gut schlief“, und lachte wieder, als wäre nichts geschehen. Die Alte sah sie misstrauisch an. Doch dann kümmerte sie sich nicht weiter darum. Gesa suchte ihre Kammer auf.

öffnete die Beklade und zog das Bild Helmers zwischen den weißen Wäschebüden hervor. „Ich denke immer an dich“, flüsterte sie. „immer und immer!“

„Sui!“, brüllte der Wind, der draußen vorbeifuhr. Er lachte höhnisch, rüttelte an Gesas Fenster, so lanac, bis die zweite Scheibe klirrend in den Hof fiel. Das Mädchen schreckte auf, hörte durch das zerbrochene Fenster das spöttische Getöse des Windes und mußte bitterlich weinen.

Und „Sui!“ sagte der Wind abermals, als er neben dem Zug herratterte, der säugend und prustend das Dorf verließ. Da hob der Mann hinter dem letzten Abstellfenster den Kopf ein wenig, sah dem Winde nach, der alle Bäume dufte und dachte an das Mädchen mit den tausendjährigen Augen. „Gesa...“, fachte sein Herz, wälste sich hin und her und rüttelte an seinen Fesseln. Helmer wärte es, gab seinem Lieben Raum und wie eine stumme Bitte entwich es durch den schmalen Fensterpaß. Der Wind hüllte es in seinen Mantel, wirbelte auf und ließ zurück. Noch eine ganze Weile sah Helmer ihm nach. Dann fiel er müde in seine Ecke zurück.

Seine Lippen wollten den Mädchennamen formen. Doch es gelang nicht. Wie Blei klebte seine Zunge am Gaumen, schwer und trocken. Traend etwas würgte in seiner Kehle. Er hustete. Aber es wurde nicht besser. Er quälte ein Nähnlein hervor. „Vielleicht sind es Tränen“, dachte er, „vielleicht Angst, vielleicht auch ungekühte Küße... ich weiß es nicht. Aber mein Herz ist fort, ich bin ja tot... ich kann nicht weinen. Ob es bei Gesa ist...? Vielleicht... der Wind ist schuld... kann doch nicht ohne Herz bei Gertrud ankommen...“

Er fuhr hoch. Sein Blick ging grübelnd über die Heide.

„Wer ist Gertrud...? Eine Frau... meine Frau...? Verrückte Sache! Aber ich bin ja tot... es ist ja alles ead...“

Er schloß die Augen. Das Läuten der Polomotte traf sein Ohr. Der Wind trieb sein Spiel damit. Es war kein helles Klingeln mehr, eher Weinen und Seufzen, zerrissen und verloren. Und Helmer kam es vor, als würde er zu Grabe getragen.

Kätlecke

Bilder-Kästel



Silben-Kästel

Aus den Silben: ho — der — ding — doll — e — ga — hu — la — mann — min — ru — su — ta — rei sind sechs Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Zeitabschnitt ergeben. Die sechs Wörter haben folgende Bedeutung: 1. indische Wasserpeise, 2. Stoffart, 3. männlicher Vorname, 4. indische Weinstube, 5. bekannter Dichter, 6. altdeutscher Gerichtstag.

Kästelauflösungen

Silben-Kästel: 1. Bagdad, 2. Ebe, 3. Annalen, 4. China, 5. Triton, 6. Erzellenz, 7. Nietzsche, 8. Salami, 9. Ingeborg, 10. Elbe, 11. Bädlin, 12. Inlett, 13. Tritoline, 14. Tivoli, 15. Eulenpiegel. — Beachten Sie bitte den Anzeigentell!

Trennungskästel: Weg Weiser! Wegweiser.

Richtige Lösungen sandten ein: Julius Grimmer, Karlsruhe.

Wiß und humor

Die ewige Wiederkehr. ... und dann noch eins — ich weiß nicht, was Sie von der sogenannten Seelenwanderung halten, langweilt ein Zeitalter neulich Paul Grä. „Ich habe da 'nen Vortrag drüber gehört. Ganz schön, die Lehre des Buddha Gautama, aber nichts für mich. Wenn das Himmel würde, dann könnte es ja passieren, daß ich später einmal als Baumaffe auf die Welt käme, wie?“ — „Ausgeschlossen!“ gähnt Paul Grä. „Zweimal dasselbe wird man nicht.“

Rechtszeitig. Erna: „Gestern habe ich meinen 35. Geburtstag gefeiert.“ Frieda: „Na, das wurde aber die höchste Zeit!“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Französisches Volkslied

(Aus der Gegend von Bordeaux)

Armer Matrose kehrt nach Haus.

Armer Matros!

Schlecht ist sein Kleid und schlecht sein Schuh.

Armer Matros! woher kommst du?

Woher kommst du?

O Frau, ich kehre heim vom Kriege,

vom Kriege, o Frau.

Nun geht und holt aus euerem Schrant

den Wein, den ich so gern einst trank,

so gern einst trank.

Armer Matros! sing und trink!

Armer Matros!

Er singt und trinkt den weißen Wein.

Die Frau weint still in sich hinein,

weint still in sich hinein.

Was habt ihr, schöne Wirtin, sagt,

was habt ihr nur?

Kent euch vielleicht der weiße Wein,

den ihr verachtet? Der schmeckt so fein,

der schmeckt so fein.

Der Wein ist nicht, der mich betrübt.

Der Wein ist nicht.

Wein armer Mann — er kommt nicht mehr!

Und ihr, mein Herr, ihr gleicht ihm sehr.

Ihr gleicht ihm sehr.

O, rebet schöne Wirtin, sprecht,

doch sprecht mir laßt.

Drei kleine Kinder hattet ihr.

Ich seh nicht drei, ich sehe vier.

O warum vier.

Ein fremder Brief flog mir ins Haus,

ein fremder Brief.

Darin ward mir sein Tod erzählt.

Nun habe ich mich neu vermählt,

mich neu vermählt.

Armer Matrose leert sein Glas.

Armer Matros!

Der Wein ihm in der Kehle brennt.

Schnell geht er fort zum Regiment,

zum Regiment.

(Ins Deutsche übertragen von Willy Frey.)

Nein

Von Victor Margueritte.

(Aus einem loeben erschienenen neuen „Roman eines Gewissens“: „Nein“.)

Endlich kam man zur ersten Waffenübung. Früh am Morgen holte die Truppe die Waffen, die sie zur Übung braucht. Guy hat an der Waffenverteilung nicht teilgenommen. Man hatte sein Fehlen gar nicht bemerkt.

Die Stunde des Appells naht. Beim Gedanken an sein Vorhaben schlägt sein Herz so stark, daß er sich einen Augenblick gefraht hat, woher diese starken Herzschütterungen kamen.

Mit bedächtigen Schritt hat er den Kaiserhof gewonnen, der unter dem arauen Himmel mehr als je ewig wie der Hof eines Straßgefängnisses ausstiebt. Da finden gewöhnlich die Übungen statt. Einige Kameraden scherzen: „Dein Gewehr, Wagehals?“ — „Lebst du auf dem Mond?“ — „Dud dich, oder auf vier Tage kommst du ins Loch!...“ Aber er bleibt unbeweglich. — Er ist bleich, lächelt bitter. Die Männer sprechen leise, tuscheln. Zwei oder drei Freunde geben ihm noch den Rat, sich zu fügen. Aber

schon eröt: „Stillgestanden!“ Jeder Soldat befolgt den Befehl. Dann bilden sie Reihen. Jede Reihe ist von der anderen um vier Schritte entfernt. Jeder ist unbeweglich. Gewehr bei Fuß. Der Leutnant überhaut die Truppe und bemerkt plötzlich die leere Stelle an den schlaff herunterhängenden Armen von Guy, wo das Gewehr fehlt. Gleichzeitig entdeckt der Unteroffizier die seltsame Erscheinung und ruft ihr zu:

„Und ihr Gewehr, Kerl, Nr. 8!“

Auch der Schießlehrer geht auf den Dummkopf zu, der sich nicht rührt und nicht zu hören scheint. Er will ihn brutal anfahren, als er Guy Rudheimer erkennt. Sein Gesicht bekommt milde Züge. Einem so hochstehenden jungen Mann kann man keine Zerstreutheit verzeihen. Guy war schon mit zwanzig Jahren ein Meister der Fliegerei, vor allem ist er der Neffe des Präsidenten der Armeekommission der Kammer.

Lächelnd spricht er ihn an: „Was ist los? Rudheimer, wo ist ihre Waffe?“

„Ich habe keine!“ —

„Warum? ... (Der Offizier versteht noch nicht . . .). War keine mehr da?“ —

„Guy schüttelte den Kopf.“

„Nein...“

Sein Gesicht ist blaß, seine Stimme matt. Der Leutnant ahnt eine üble Geschichte. Aber welche . . .? Er denkt nicht daran, daß der Sohn einer geachteten Familie, der ein schönes Leben vor sich hat, andere Sorgen haben kann als die, sein Leben zu genießen. So wendet er zunächst eifrig die Vorschriften an:

„Dann kommen Sie also vier Tage in der Polizeigast. Weiterhin . . . (Er wendet sich dabei zum Korporal . . . Guy hat den kleinen Finger an seiner Hosennaht und sieht starr ins Weite . . .) Nehmen Sie dies!“

Gesicht und Körper von Guy bleiben steif. Nur seine Stimme lebt und zittert:

„Nein!“

Das heiligmächtigende Wort ist gefallen, schwer, mitten im Schweigen der Truppe.

„Was! Was? Sie sind wahnsinnig!“ —

Stumme Wellen gehen über die Gesichter, die ganze unbewegliche Truppe entlang. Die weiter entfernt stehenden Reihen haben ihre vorschrittmaßige Haltung aufgegeben und neigen sich etwas vor, um besser zu hören, um besser zu leben . . . Verärgert, daß ein solches Abenteuer gerade ihm passiert, und noch dazu plötzlich, und daß nicht mehr alle vorschrittsmäßig dastehen, schreit der Offizier zum Unteroffizier mit wütender Stimme:

„Worauf warten Sie denn, Martineau? Ich habe nicht „Rührt Euch“ befohlen. Lassen Sie exerzieren!“

Dann senkte er seine Stimme und redet dem Aufständigen väterlich zu. Er versucht es sanft und mit Ueberzeugung zu machen. Denn er weiß, seine Vorgelegen werden ihn für den Standal verantwortlich machen und ihn anklagen, nicht genügend Einfluß zu besitzen.

„Wenn Sie mit jemand anders als mit mir zu tun gehabt hätten, wäre das schon schlimm ausgegangen . . . Ich will gerne verzeihen. Seien Sie doch vernünftig, nehmen Sie dieses Gewehr.“ Er reicht es ihm ein zweites Mal. Es ist vergeblich. Er versucht es gewaltsam an den Arm von Guy zu hängen. Dieser wirft es fort. Das Gewehr fällt zur Erde.

„Wissen Sie, welche Strafe darauf steht? Heben Sie dieses Gewehr auf! Sofort!“

Hinter dem Leutnant und eben so bleich wie er, gibt der Korporal dem Guy ein Zeichen, er möge gehorchen. Ganz erstarrt betrachtet dieser vor sich die trodenen Bäume des Hofes, die gegenüberstehende Mauer der Kaiserne. Außer sich vor Mut rüttelt ihn jetzt der Leutnant:

„Wollen Sie mir gehorchen, ja oder nein?“ —

„Endlich spricht Guy.“

„Ich kann nicht!“ —

„Sie können nicht, warum? Tut Ihnen der Arm weh, sind Sie trant?“ —

„Nein“ ...
Und jetzt antwortet er mit einer sicheren Stimme, mit einer Stimme, die so stark ist, daß alle sie hören können:
„Ich habe vor meinem Gewissen die für mich heilige Verpflichtung übernommen, niemals eine Waffe zu berühren und niemals das Blut der anderen Menschen zu vergießen.“
„Jetzt kam dem Leutnant ein Gedanke. Vielleicht könnte er die Wirkung der Dienstverweigerung mildern und gleichzeitig einen Ausweg für seine Verlegenheit finden. So sagte er sehr laut: „Armer Kerl!“, und er tippte sich dabei an seine Stirn und sagte voll Mitleid: „Dann müssen Sie nicht ins Gefängnis, sondern ins Trennhaus! Geben Sie Ihr Gewehr auf, Korporal!“ Der Korporal schüttelte den Kopf und war vor Mitleid gerührt, während der Schichtführer einen letzten Versuch machte, auf den Diktator einzuwirken. ...
Er bekam nur zur Antwort:
„Bemühen Sie sich nicht, Herr Leutnant. Meine Meinung war schon gefaßt, bevor ich hierher kam.“
„Aber das bedeutet ja Gefängnis und Kriegsgerichtsurteil.“
„Alles werde ich ertragen als eine Belohnung des Ehrenwortes, das ich gab.“
Auf einmal faßte der Offizier einen Entschluß, das Blut in den Wangen, mit feurigen Augen, indem er bedauerte, das nicht längst getan zu haben:
„Treten Sie ab! ... Folgen Sie mir!“
Zwanzig Paar Augen — geteilt zwischen den Dienstvorschriften, die der Unteroffizier als Aufseher automatisch weiteraufschreiben ließ und dem Wunsch, den Aufständigen noch länger zu beobachten — schielten aus den ausdruckslosen Gesichtern. Sie blickten nicht und tadelten nicht. Aber im Grunde ihrer Herzen gab es vielleicht keinen, außer Brunel, der verstanden hätte, daß Guy Kubbeimer das für sie alle tat.
„Küßt Euch!“, befiehlt endlich der Sergeant.
Während die Männer wieder zu sich kommen und ihre Einbrüche läßt austauschen, vertraut Martineau dem Korporal:
„Ich hätte ja gleich gesehen, daß bei diesem Kerl nicht alles ganz in Ordnung war.“
(Autor: Uebersetzung aus dem Französischen von Kurt Lens.)

Im fünften Erdteil

(Tagebuch einer Weltreise.)
Von Kurt Offenbaur.

Im Auto unterwegs

Seit fünf Tagen waren wir mit dem Auto unterwegs. Fuhren von Hornsby über Sednes, Kiana in einem großen Umweg, der uns fort von der Wüste landeinwärts führte, herunter nach Eden, nahe der Grenze von Victoria. C. war der beste Fahrer der Welt, den ich mir wünschen konnte. Ihre kleinen kräftigen Hände hielten unermüdet das Steuer; sie fuhr durch die Kurven, nahm die ausgefahrenen, in gefährlichen Bogen laufenden Radspuren, die den Weg vorseichneten, mit der Sicherheit eines Berufsfahrers. Dabei hatte sie den Vorzug, alle Wege zu kennen; und auch sonst noch einige dazu — nämlich Vorsüge.
Sie war der beste Kamerad, der mir je auf Reisen begegnete. Wenn ich abends das Bett baute, schlug sie sich nicht in die Wille, sondern griff tüchtig zu; schnalzte die Wasserfäße los, packte das Geschütz aus und begann zu kochen. Ein gutes schmackvolles Essen mit Erdnussbutter und Milch, und nicht jeden Tag zweimal Lamm- und Schaf-, Schaf- und Lammfleisch. Kurz: es war ein Vergnügen, wie C. zugriff und sich bewährte. Sie war vernünftig genug, keine Furcht vor Schlangen zu haben. Wen's trifft, den trifft, ob er sich fürchtet oder nicht. (Es ist damit wie im Krieg.) Immerhin, wir unterhielten die Nacht über ein Feuer — sicher ist sicher — auch als Abwehr gegen die Moskiten. So ein Holzfeuer, es stimmt nicht ewig. — Ist man nicht alle zwei bis drei Stunden nach.
Es wäre meine Aufgabe gewesen, aus den Dedes zu kriechen, nach dem Feuer zu sehen. Das ist Pflicht eines aufmerksamen Mannes, die jede Frau als selbstverständlich hinnimmt. Aber was tat C. in diesem Fall? Sie strich die fasslich angebrachte Höflichkeit meinerseits, regelte die Feuerwache so, daß eine Nacht sie, die andere ich Dienst hatte. Das war nicht nur vernünftig — so konnte jeder eine Nacht durchschlafen —, es war großartig von ihr. Wirkliche Kameradschaft.
Manchen Tag fuhren wir zwölf Stunden, 250 bis 300 Meilen, je nachdem die Straßen waren. Die asphaltierten Mainroads, die Brunstfäden Aufrastens, — auf ihnen kann jedes Kind fahren; aber die Seitenwege, durch Wolken roten Staubes und in Schlammkurven, immer lauber in den beiden vorgeseichneten Radspuren, durch Löcher, daß alle Federn ähnen, durch Creeks mit und ohne Wasser, hoch- und niederbeschleudert vom Sit, Hundentlang; hier zu fahren, war kein ungetriebenes Vergnügen. Dafür waren wir in Aufrastern und fern von der Küste. Kurz nach Sonnenaufgang schlugen wir unser Camp ab, verstaubten den Sausrat auf Kofferfüße und die Trittbretter und fuhren los.

So verging ein Tag wie der andere, glücklich und frei, unter einem wolkenlosen Himmel, zwischen dürftigen Eukalyptuswäldern, geplagt von Fliegen und Käfern: aber in einem Land, das weit und wunderbar und ganz ohne unnütze Verkehrsverrichtungen ist. Voll gelebte Tage: von Sonnenaufgang bis zum Abend, der uns ausgeglüht fand von Sonne und voll guter Müdigkeit.

Am fünften Abend

Der fünfte Abend brachte das Schönste und zugleich Traurigste dieser Reise. Wir wollten noch eine Stunde fahren bis zu einem kleinen Fluß, der namenlos auf der Karte eingezeichnet war. Stimmte unsere Berechnung, so mühten wir bis zum Hillilina sein; und es konnte, wie man sich das so denkt, nicht mehr lange dauern bis wir den Fluß erreichten.
Wir waren eine halbe Stunde weiter, als plötzlich der Wind scharf nach Rauch schmeckte.
„Nicht der Rede wert!“, sagte C. und fuhr weiter im 35-Meilen-tempo. Aber schon wie wir um die nächste Kurve bogen, rief sie überrascht: „Schau da!“
Aus dem niederen Buschwerk auf beiden Seiten der Straße quoll grauer Rauch; manchmal sprangen kleine gelbe Flammen hervor. Wir stiegen aus, gingen näher. Der Rauch trieb uns die Tränen in die Augen; die Schwaden sahen über den Weg. Zum Glück war der Wind nur schwach. Wir lauschten: ein leises Knistern war im trodenen Laub zu hören, dann manchmal das stärkere Geräusch zusammenknackernder Sträucher.
„Nur ein kleines Buschfeuer“, sagte C. „Auf! Wir fahren rasch durch.“
Sie ist verrückt, dachte ich. Man sollte umkehren. Aber ichneunzig. Doch ich schwie, und wir rannten zum Wagen zurück. Sie gab Sollaas, das Auto sprang vor und schon rasten wir durch die Rauchwolken hindurch; nach kaum einer halben Minute eingebüllt in eine jenseitige Hölle. Das Knistern und Knacken wurde stärker, es überlärmete den heulenden Motor. Da, plötzlich voraus, kamen von beiden Seiten rote Flammen über den Weg; sprangen uns entgegen; dielmehr, wir fuhren in sie hinein.
„Dammel! Dammel!“ schrie C.
„Fahr zu! Sei ruhig!“, brüllte ich; und im Brustteil einer Sekunde wirbelte mich durch den Schmelz. Sie hat die Gefahr unterschätzt — wir sind verloren — wir sollten aussteigen, zurück rennen — sie fährt immer mehr in das Feuer hinein. Aber ich lagte nichts; vielleicht nur aus dem unerklärlichen Gefühl, daß C. den Kopf verfluchen und ein noch größeres Unglück geschehen würde.
Dann auf einmal waren wir durch. Rauch trieb noch schwelend über den Weg, aber das war schon hinter uns; und wo wir jetzt hielten, war die Luft klar. Wir stiegen aus, und jetzt erst merkte ich, wie bleich C. war; der Schreck hatte ihr alles Blut aus dem Gesicht getrieben. Ein elender Dufte begann sie zu schütteln, das war der Rauch, den sie geschluckt hatte. Ich gab ihr etwas Wasser und es wurde ein wenig besser. Jetzt, da C. erst die Gefahr begriff, der wir entronnen waren, fürchtete ich, sie würde ohnmächtig werden.

„Gott hat sie beschützt“

„Der Wagen ist in Ordnung“, sagte ich. Sieh her, nur die Reifen sind ein bißchen ansehnlich und der Lack an den Speichen. Nicht schlimm.
„Schon auf“, meinte sie, „Ich uns weiterfahren.“
Bevor wir einsteigen, haben wir zurück; und jetzt war irgendwo da hinten, woher wir gekommen waren, das Feuer stärker und höher als vorher. Es war aus den Sträuchern empor gedrungen, hatte die Bäume gefaßt und fraß die trodenen Blätter der Eukalypten. Gelbe und rote Flammen schossen hervor, bald war der Rauch grau und bald schwarz. Die ölhaltigen Gummires, das war die richtige Nahrung für das Feuer, diese heinabe wasserlosen Stämme und die dünnen Zweige des zähen Eukalyptusbaumes. Sollte stärkerer Wind aufkommen, würde der Brand sich über Meilen ausbreiten: rasch und unaufhaltsam.
Wir fuhren weiter, und eine ganze Weile sprachen wir kein Wort. Das Entsetzen ätzte noch in ihr nach; dabei hatte sie sich wirklich tapfer gehalten.
„Ich denke, wir sollten heute nicht im Freien kampieren“, sagte C. unerwartet. „Wir wollen sehen, daß wir einen Ort erreichen, bevor es Nacht wird.“
So stimmte ihr zu: ein Widerspruch oder eine Auseinandersetzung wäre sinnlos gewesen, da ich C.s Anruhe spürte und ihr Verlangen nach der Nähe anderer Menschen. Es ist das Gefühl der Geborgenheit, sagte ich mir, der alte eingeborene Herdeninstinkt. Ich ärgerte mich über diese gemeine Logik, aber sie war stärker als mein Empfinden für C.; und obgleich ich mich selbst feige nannte — da ich vorhin umkehren wollte, zurück rennen wollte und wahrscheinlich den Wagen im Stich gelassen hätte — kam ich mir ihr gegenüber wunderbar überlegen vor. So niederträchtig ist oft das menschliche Herz.
Es wurde rasch dunkel, ohne daß wir in die Nähe eines Ortes gekommen wären. Da hielten wir vor der nächsten Farm, an der

wir vorüber kamen. Wir fragten um Nachquartier, und die Leute — es waren Schotten, wie wir später erfuhr — nahmen uns freundlich auf; und als ich sagte, daß wir selbstverständlich bezahlten wollten, waren sie ernstlich beleidigt.
Als wir dann später über das Buschfeuer und unsere Fahrt sprachen, da wußten wir vor ängstlichen Bedenken nicht mehr aus noch ein: wie, wenn der Benzintank heiß geworden wäre, wenn das Feuer länger abebaut, wir nicht hindurch getrennt hätten? Zum Glück kamen diese Bedenken jetzt hintennach, und alles war auf überstanden. Die ansehnlichsten Bedenken, der geschmolzene Lack — das war der ganze Schaden.
„Gott hat sie beschützt“, sagte die Frau des Farmers.
„Wirklich“, bestätigte der Mann mit bemühter Stimme. Und er begann zu erzählen von gewaltigen Buschfeuern in früheren Jahren; daß sie aus dem Nichts entstanden und man sie eben ausbrennen lassen müsse. Manchmal, nach Wochen, gelinge die Löschung, aber nicht immer. Manche Schafherde sei im Buschfeuer umgekommen; ja, auch Menschen und Hühner habe man später gefunden.
Am nächsten Morgen fuhren wir weiter; zwei Tage später waren wir in Eden und badeten in der Trosold Bay: im Süd-Pazifik.

Ihr furchtbarstes Erlebnis

Von Pierre Milie

Am jedem Morgen steht die gefüllte Milchflasche auf der Schwelle ihrer Behältnisse. In ein altes Morgenkleid gehüllt, öffnet sie die Tür. Sie bereitet ihren Milchkafee, schürt ihn langsam, voll Bedauern. Es ist dies ihre liebste Mahlzeit. Sie behauptet das, wie viele Frauen in ihren Jahren. Genießerisch verzehrt sie zum Kaffeetisch ein kleines Brot, geröstete Nüsse vom vergangenen Abend, auf die sie Butter streicht. Dann kleidet sie sich an. Langsam auch das, — sie hat reichlich Zeit, denn sie bewohnt allein eine kleine Wohnung, zwei Zimmer nebst Küche. Hierauf greift sie nach ihrer Westtasche und geht Besorgungen zu machen. Sie hat keinen weltlichen Weg. Auf der einen Seite der Straße, in welcher sie wohnt, stehen nach aneinandergedrängt die Karren der Grüntrambänder.
Dies ist auch ihre Klauerstunde. Sie trifft Bekannte, erzählt und erzählt Neuigkeiten, spricht über das derzeitige Wetter, über die Schwierigkeiten der Lebensführung bei stetig steigenden Preisen. Ueber den Irrtum der Zeitungen, die eine Wende voraussetzen. Und über vieles andere.
Und doch, seit Jahren und Jahren — man will sich nicht erinnern, doch wollte man das, so wüßte man auch, daß ihrer acht verstreichen — ist sie weit weniger mittelalt. Erweckt den Eindruck, als ob sie Gesprochen auswische. Man fragt: „Was hat Frau Laurie? Sie ist ganz anders!“ Und andere fügen hinzu: „Nicht nur im Wesen! Auch im Gesicht, in allem! Ganz selbstsam! Sämtlich gemerkt!“
Einst mag sie schon gewesen sein. Sehr schön sogar. In jener nun schon fernen Zeit, da sie „ihren Herrn“ hatte, den Herrn, der ihr ein recht ansehnliches Vermögen hinterließ, das glücklicherweise nur aus Indusriefenpanieren und Marine-Affens bestand, so daß ihr Einkommen sich nicht zu sehr schmälerte. Auch Möbel blieben ihr, schöne Möbel. Sogar ihr zu viel. Die Wohnung ist überfüllt. Seit acht Jahren aber ist sie gealtert, überraschend schnell gealtert, schneller als ihre fast vollkommen fünfzig Jahre hätten voraussetzen lassen. Und sie ist auch geistig nicht mehr die gleiche. Wird lebenslang wohl nie wieder die gleiche sein! Sie trägt ein Geheimnis, ein furchtbares Geheimnis, das an ihr nagt, denn sie könnte es nie, nie jemandem anvertrauen.
Nach dem Abgang „ihres Herrn“ war sie klugerweise immer allein geblieben. Nicht etwa tugendhafter Bedenken wegen. Doch aus der Furcht heraus, das Schicksal werde sie ein zweites Mal nicht so weich betten. Das war vernünftiger, vor einsichtsvoller Gedacht.
Später, dann geschah ihr, was so vielen anderen geschieht. Ein böser, grauamer Dämon war in ihr erstanden, zugleich mit dem Musik, den viele Frauen wegen: jemandem scheinbar zu geborchen und dennoch Herrscherin zu sein. Mit dem Verlangen, einem Haushalt vorzusitzen. Sie ließ eine Annonce einrichten, in welcher sie die Stelle einer Haushälterin bei einem alleinstehenden Herrn anstrebte. Es war eine sehr geschickte Annonce, Sie boten darin ihre Jahre und verschwiegen nicht, daß sie einige Mittel besaß. Das übliche, ihr abehelms Hoffen, überließ sie dem Zufall oder dem Glück.
Und da kam — nachdem er sich schriftlich angehendigt hatte, was wiederum sie bewog, sich festlich zu kleiden — er! Da läutete er an ihrer Tür. Wie ihre Phantasie ihn ihr gemalt hatte: kahlköpfig, mit schönem schwarzen Bart. Färbte er ihn? Er schwärzte ihn nicht erwinlichst gewesen. Doch er sprach schön, würdevoll, wählte Worte, wie sie in den Zeitungen stehen, und hatte eine so sanfte Stimme! Und blaue Augen, trotz des schwarzen Bartes, trotz der dunklen Augen! Verführerische Augen, voll seltsamer Anziehungskraft! Wie schön er sprach, dachte sie nur, ohne sich die

Macht dieser Augen einzuweichen. Er laßt ihr viel schmeichelhafte Dinge, doch in den gebotenen Grenzen. Wie gut erzogen, wie gesittet war er doch! Wirklich, mußte sie denken, das wäre genau, was ich brauchte! Er aber verbarnte in seiner Zurückhaltung und das meckte in ihr den heißen Willen, ihm zu gefallen, ihn zu erobern. Sie war stolz auf ihren kleinen Besitz und legte Wert darauf, ihm ihre Einrichtung zu zeigen. Da sprach er Worte, die geeignet waren, ihr Hoffen aufzulösen zu lassen. „Wenn Sie einwilligen sollten, sich meines Hausmöbels anzunehmen, müßten Sie sich wenigstens eines Teils dieser Dinge entledigen. Ich hätte keinen Platz dafür. Uebrigens würde ich sie Ihnen vorteilhaft verkaufen. Ich weiß in derlei Dingen Preisgeld und liebe nicht zu, daß Sie überverteilt würden.“
Döflisch, fast schüchtern fügte er hinzu: „Nun, anädige Frau, meinen Sie, daß wir einig werden könnten?“
Frau Lauries Herz hüpfte. Aber lei es nun aus Vorsicht, oder aus Widerprüchigkeit, oder aus Kofferterie, oder aus diesen drei Gründen zusammengenommen, — kurzum, sie entgegnete: „Sie werden wohl einsehen, daß ich Bedenkzeit brauche.“
„Bedenken Sie zwei Tage lang. Darf ich nach zwei Tagen wiederkommen?“
Sie hatte freudig ja gesagt und hatte ihn voll Inaedrud erwartet. Er war zur bestimmten Stunde gekommen, hatte Bonbons und Blumen mitgebracht. Und alles war vereinbart worden. So gründlich vereinbart, daß, als er sie fand, fast demütig in die Arme nahm, sie sich weichen ließ, sie alles vergaß. Ah, sie bereute es nicht! Bereute nichts!
Und dann erzählte er. Sprach mit den Gebaren eines glücklichen Liebhabers, und sie waren sehr glücklich. Er sagte, er sei Inaeneur — welchen Beruf sie so vornehm fand wie ihn selbst —, sagte, er besäße ein Automobil und ein kleines Landhaus. Und am nächsten Sonntag wollte er sie für einige glückliche Wochen in dies reisende Versteck bringen.
Frau Laurie verbrachte die nächsten drei Tage im Rausch des Glücks und der Erwartung. Köstliches Warten, das sie so wonnig erhauern ließ. Der Sonntag kam, doch nicht der Ersuchte. Sie wartete auf seinen Besuch, auf einen Brief, auf eine Erklärung, eine Entschuldigung: Nichts! Da schrieb sie an die Adresse, die er angegeben hatte. Schrieb, wie alle Frauen ihres Standes unter ähnlichen Umständen schreiben: daß dies Benehmen, dies Schweigen eines Gentleman nicht würdig sei. Und die Nachschrift, heimlich fast, den Verzeihungsbefehl: „Was hat Ihnen denn an mir mißfallen?“ Furchtbar nasende Sorge.
Doch keine Antwort kam.

Ein halbes Jahr verstrich... da öffnete sie eines Morgens die Zeitung. Ah, das war er doch! Er! Sie hatte ihn gleich erkannt. Der Mann, der unter fünf oder sechs falschen Namen elf Frauen — bis jetzt wußte man von elf Frauen — in sein Landhaus gelockt und sie dort nach einer einzigen fürchterlichen Liebesnacht ermordet und hierauf verbrannt hatte.
Er war es! Er! Mutterseelenallein sah Frau Laurie vor ihrer Zeitung und ihrem Milchkafee. Sie erhob sich, machte einige Schritte und fiel starr auf ihr Bett. Als der Schwächeanfall vorüber war, wimmerte sie vor sich hin: „Wäre er wiedergekommen, dann auch hin... auch ich!... Ich wäre heute tot und verbrannt... man hätte keine Spur von mir gefunden. Doch ich lebe! Ich lebe!“
Mitten hinein in dies Glücksgefühl sprang ihr zweiter Gedanke: „Zu keinem Menschen darf ich jemals davon sprechen. Nie darf jemand erfahren, was ich einst einem Mörder gewährt habe!“
Ah, wie schwer wog bereits dies Geheimnis! Und die grauame Erkenntnis wuchs: „Er hat mich nicht gewollt! Nicht einmal für diesen Zweck! Nicht einmal, um mich hernach zu töten, um sich dann meiner Habe zu freuen, wie er es bei den anderen getan hat!“
Dies ist der Gedanke, der Frau Laurie insgeheim quält, der sie foltert, der sie dem Tode entzweientreibt. Seit jenem Tag ist die Einsamkeit, die ihr Alter umgibt, tausendmal unerträglich, tausendmal fürchterlicher geworden. Schlaflosen Nächten vertraut sie die wirre Frage: „Wäre nicht der tödliche Druck der mörderischen Fingern auf meinem Hals besser gewesen, als dieser Dämmerzustand im Niedergang von Leib und Seele?“
Dann aber schreit sie wieder auf: „Nein, nein! Trotz allem: Ich lebe! Ich lebe!“
Autorisierte Uebersetzung von Irene Kassa.

Das Windspiel

Von Herbert Veltjoudois
(Nachdruck verboten.)

Für Hermann Vöns! Gefallen am 24. September 1914
Zuerst kam der Wind über die Heide. Das war vormorgen noch. Er fegte die Nebel auseinander. Seine Hand war hart, seine Stimme herrlich. „Geh!“ sprach er, und sein Arm machte einen großen Kreis. Da wurde es heller. Dann rannte er weiter: trieb den Schlaf aus den Nachangelbäumen, scheuchte die Nachtträume aus der Heide auf, leckte über die Wiesen hinweg und blieb vor dem Walde stehen. Seine Hand wurde noch härter, seine Stimme herrlicher als zuvor. „Es ist Zeit!“, rief er, und seine Worte hallten